

TEXT
IVO KNILL



März 2013



Januar 2013

Mein Bruder lebte in
einem Haus voller Zettel.
Vor einem Jahr,
im März, schrieb
er seine letzte Notiz und
nahm sich das Leben.

DER HIMMEL MEINES BRUDERS



April 2013



Mai 2013



Juli 2013

Der Abgang

Oben, auf dem Tisch im Vorraum zum Büro: eine Flasche vom guten Whisky. Ein leeres Glas. Der Stuhl steht angewinkelt. Unten, auf dem Stubentisch, liegen letzte Sachen. Seinen Ring hat er hier abgelegt und die Uhr. Er hat die Krone gezogen, sodass die Uhr auf sieben steht. Medikamente. Schreibzeug, Notizbücher. Und ein Abschiedsbrief: Auf wenigen Zeilen dankt er allen Freunden und Angehörigen für die guten Momente, und er bittet uns, seinen Entscheid zu verstehen. Dann ist er hoch, hat den Whisky getrunken und ist gegangen. Ja: Mein Bruder hat sich das Leben genommen. Ist aus dem Leben geschieden, hat Schluss gemacht, ist abgehauen. Er hat, sage ich heute, jene Tür genommen, hinter der der Körper zurückbleibt.

Vom Tod meines Bruders erfuhr ich durchs Telefon. Wie der Tod schon immer durch Telefon gekommen war: bei meinem Bruder Bernhard, der vor Jahren bei einem Unfall ums Leben gekommen ist. Bei meiner Mutter, Jahre später: wieder ein Unfall. Und jetzt sagt mir das Telefon, dass Franco gestorben ist. Ich lege das Telefon beiseite und weiss, was gleich kommen wird: der Kloss im Hals, Tränen, Schluchzen. Aber vorher gibt es ein kurzes Aufblitzen der Leere. Einen Moment, in dem mein Kopf schon zu begreifen beginnt und mein Körper gerade noch stillhält. Ich weiss, dass es kommen wird und dass ich alles nehmen werde, wie es kommt. Nichts von dem, was

mir der Schmerz und die Trauer vorlegen, werde ich wegdrängen. Weil ich weiss, wie lange ich nach dem Tod des ersten Bruders gebraucht habe, um zu sehen, dass es in jenem Sommer, in dem ich den Anruf erhielt, nicht nur diesen Tod gab, sondern dass es auch ein blühender Sommer war, dass ich mit meiner kleinen Tochter im Garten sass und dass die Sonne in die Malven schien. Ich habe Jahre dafür gebraucht, weil ich damals vor der Trauer floh. Jetzt weiss ich: Ich nehme alles. Und dann kommt es: der Kloss im Hals, die Tränen, das Schluchzen, das Würgen, das Schütteln des Körpers und der Stillstand von allem.

Drei Zeichen

Wir waren auf einer Reise in Japan, meine Frau und ich, sie war bei mir, als ich den Anruf erhielt. Ich konnte mich allem überlassen. Heulen und zur Ruhe kommen und wieder die Fassung verlieren und sie wiederfinden. Wir setzten unsere Reise fort. Ich trug meine Trauer wie einen verletzten, aber auch von allem Drängenden abgeschirmten Körper durch die Stationen unserer Reise. Ich war weit weg vom Tumult der Tage nach einem Todesfall, wenn das Telefon unablässig läutet, wenn Fragen, Anteilnahme, Behördengänge und der andauernde Zwang, Worte zu finden, die Wunde ständig von Neuem aufreissen. Ich war allem fern, unterwegs in einem Land, das die Ahnen ehrt und ihrem Gedenken zwischen Hochhäusern Schreine

baut. Ich zündete Räucherstäbchen an, und ein Mönch schrieb den Namen meines Bruders auf ein Holztäfelchen. Drei Zeichen reichten. Es wurde zu den anderen Täfelchen vor einen Buddha unter einem hohen, ausladenden Baum gestellt. Wer vorbeikam, besprengte es mit Wasser. Am Abend würden es die Mönche verbrennen. Neben mir ging die Trauer und liess das Licht klarer werden, das Wasser heller aufglitzern und liess die Tausende von Grabsteinen, die zu diesem Tempel gehörten, stärker aus dem Schatten der Bäume hervortreten. Ich fühlte meinen Körper, seine Lebendigkeit, seine Fähigkeit, zu leben. Und ich spürte zugleich den Schmerz, dass ihm etwas genommen worden war: mein Bruder, mit dem ich ein Leben lang verbunden war. Ein Teil von mir war weg, mit ihm.

Scham

Es ist wahr: Es gab die Worte am Telefon, es gab das Innehalten, es gab die Tränen. Und das Erste, was aus den Tränen und dem Schmerz heraustrat, war die Scham. Noch im Hotelzimmer, im Ryokan, als ich auf dem Tatami kniete und mich die erste Welle erfasst und wieder verlassen hatte, da kam die Scham. Und aus ihr die Gewissheit: Ich habe das Recht verloren, vor die Menschen zu treten. Wer den Tod seines eigenen Bruders nicht verhindern kann: Was will der vor der Welt noch? So dachte und so empfand ich. Natürlich wusste ich, dass das absurd war.

Aber die Scham war da, und sie gehörte zu den Verletzungen meines Körpers. Ich hatte meinen Bruder nicht davor bewahren können, sein Leben zu beenden. Ich hätte öfter anrufen sollen, ich hätte ihn öfter, wenn ich in der Ostschweiz war, besuchen sollen. Ich hätte fragen sollen, mich interessieren.

Mit der Scham in mir ging ich durch die Friedhofsanlagen im japanischen Tempeldorf. Ich sah die unzähligen Gräber, das Moos, ich spürte die Kälte, ich staunte über den Tempel zu Ehren der Kamikazeflieger.

Ich erfuhr, dass mein Bruder, Franco, einen Abschiedsbrief geschrieben hatte, in dem er sich bei Freunden und Verwandten für den Schmerz entschuldigte, den er ihnen antue. Einige Wochen vor seinem Tod haben wir noch telefoniert. Normalerweise wechselten wir wenige Worte. Diesmal blieben wir länger im Gespräch, er blieb länger dran, rief zurück: Wir sprachen über Türen und wie man sie abdichten kann, ich erzählte ihm von einem Haus im Jura, das ich vielleicht kaufen wollte, ein verrücktes Projekt, er interessierte sich und versprach, dass er bei der Begehung dabei sein wolle. Ich legte auf und dachte: Der wird ewig leben, jetzt hat er seine Ruhe gefunden. Er ist im Frieden mit sich, versöhnt, der wird uns alle überleben. Aber so war es nicht. Er hat seine Rechnung anders gemacht. Ihm ging sie auf mit der letzten Null des Todes, und ich habe sein Spiel nicht durchschaut. Seine Last nicht geahnt.

Die Scham: Einfach so geht sie nicht weg, sie wird wach bis heute, wenn ich anderen von Francos Tod erzähle. Wie schlimm! Selbstmord! Der Begriff ist brutal. Mord ist ein Verbrechen. Und ich fühle mich mitschuldig. Kann die Schuld erst ablegen, wenn ich mir eingestehe, wie sehr wir uns überschätzen, wenn wir glauben, in das Leben in eines anderen Menschen eingreifen, helfen zu können. Was für ein vermessener Grössenwahn! Und doch: Aushalten, dass er so gehandelt hat – wie macht man das?

Heintje

Das Innehalten, bevor die Trauer kam, der Rotz und das Heulen, die Scham – und die Sache mit den Heintje-Platten. Das war das Vierte, das unmittelbar,



noch im Hotelzimmer in Japan, in mir wach wurde. Franco war mein grosser Bruder. Von den Brüdern, die ich hatte, war er mir, als ich ein Kind war, der nächste. Er war fünf Jahre älter als ich und voller Ideen. Er nähte Kleider für die Teddybären, er baute sich ein Fotolabor. Mit ihm machte Federballspielen Spass, mit ihm war alles ein Abenteuer. Und: Franco konnte Heintje singen. «Ich bau dir ein Schloss, Mama». Grandiose Schnulzen. Bis er den Stimbruch bekam, die Lieder zu kratzen begannen und er die Idee hatte: Mit den Heintje-Platten könnte man die Ski wachsen.

Die Hobelbank stand neben dem gusseisernen Ölbrenner, den man fauchend anspringen hörte, man roch den Russ, und man konnte die Feuerklappe öffnen, dann sah man es zischen. Auf der Hobelbank, einer schweren, einer richtigen Hobelbank aus Eiche, müssen Francos Ski gelegen haben. Ich war neun Jahre alt und verstand nicht sehr viel, wüsste heute nicht zu sagen, wie er das schwarze, harte Material zum Schmelzen brachte, ob unter einem Tuch, einer Folie, einem Wachspapier. Jedenfalls: Franco schmolz die Heintje-Platte mit dem Bügeleisen der Mutter und trug sie als Belag auf seine Ski auf. Ich erinnere mich an die Stimmung freudiger Verschwörung, denn das Bügeleisen der Mutter war ein Tabu.

Am nächsten Tag stand ich auf dem «Orion». So heisst der Hang am Rand des Dorfes, auf dem im Sommer

die Kühe grasten und auf dem wir im Winter hinunterfuhren. Die Piste, die wir mit unseren Ski präparierten, war vielleicht fünfhundert Meter lang. Man schwitzte beim Aufstieg, beim Tänneln, man fror, wenn man unten ankam, weil die Skischuhe nicht passeten und so tief geschnitten waren, dass der Schnee hineindrang. Ich stand am Pistenrand, an diesem Tag hatte ich meinen Bobschlitten dabei, den Bimbo-Bob mit den beiden Handbremsen, die auch zum Steuern dienten. Und dann rast Franco den Orion hinunter. Und stürzt mit diesen vermaledeiten Heintje-Ski.

Ich sehe ihn die letzten zwei Hangstufen hinunterrutschen. Reglos, wie ein Embryo bleibt er unten liegen. Das

war meine erste Begegnung mit der Möglichkeit des Todes.

Ich rannte nach Hause und meldete den Sturz in heller Aufregung. Ich erinnere mich noch heute an Francos blaue Skijacke mit dem Riss, aus dem die weisse Füllung quoll. Ich nahm eine Abkürzung, blieb im Schnee stecken, kämpfte mich frei, ich kam zu Hause an, schwitzend, frierend.

Franco kam ins Krankenhaus, Intensivstation, drei Wochen war er gelähmt, ein Schädelhirntrauma. Er kam wieder auf die Beine: Er kam wieder zurück. Aber der Preis waren Schmerzen, ein Leben lang. Unter den ersten Bildern, die mir durch den Kopf gingen, nachdem ich, im japanischen Hotel, die Nachricht von seinem Tod er-



November 2013



Oktober 2013

Franco schmolz die Heintje-Platte mit dem Bügeleisen der Mutter und trug sie als Belag auf seine Ski auf.

halten hatte, waren die letzten Meter, die er den Hang hinabschlitterte. Seine blaue Jacke. Sein Gesicht. Das Bild eines Embryos. Das Sichfügen in den Tod. Diese Bilder hatte ich für viele Jahre vergessen. Sie waren wieder da, als ich die Nachricht von Francos Tod hörte, und ich weiss jetzt, dass ich dieses Stück Tod, das in sein und mein Leben hineingeragt war, ein ganzes Leben lang in der Hand gehalten hatte, dass ich ein Leben lang am Rand der Piste gestanden hatte, mit dem Bobschlitten, der hinter mir an der Leine hing. Erstarrt. So sehe ich es jedenfalls, in jener Gleichzeitigkeit von allem, die in der Landschaft des Lebens herrscht. Und dass ich jetzt das zweite Stück Tod in der anderen Hand halte und beides zusammenfüge.

Der vorläufige Schlusspunkt

An der Trauerfeier hielt ich eine Rede. Ich schilderte Erinnerungen an den Bruder. Ja, seine Verwegenheit! Sein grosses Lieben. Die Schwierigkeiten nach dem Unfall. Und wie er sie meisterte. Selbstbestimmt sein Leben führte. Und es beendete, als es nicht mehr ging. Mein Bruder, mein grosser Bruder: auch ein Held.

Wie er es gewollt hatte und wo er es gewollt hatte, verstreuten wir seine Asche. Ich sah sie im Sonnenlicht aufwölken. Ich sah den Moment des Innehaltens, ich sah, wie sie auf dem Wasser ankam, ich sah, wie einige Ascheflocken auf dem Wasser schwammen, wie andere untergingen, ich sah die Blüten, die wir danach auf das Wasser geworfen hatten. Es ist ein grosses Bild, das ich in mir trage. Aber ich wusste, dass dieses Bild, das Ritual des Abschieds, nicht das Ende war. Ich wusste auch, dass der Punkt, den ich hinter die Worte meiner Rede gesetzt hatte, ein vorläufiger war. Dass ich wieder und wieder zwischen der Sache des Todes und der Sache des Lebens schwanken würde – und so war es auch: Trauer ist langsam. Man muss Argumente für das Leben finden. Das dauert. Und während er die Argumente verworfen hat, muss ich auf sie bauen.

Es gibt tausend Momente wie diesen: Du öffnest die Tür zum Treppenhaus, und bevor du den ersten Schritt

hinauf nimmst, kommt die Frage: Wieso lebe ich weiter, wenn er tot ist? Wozu Freude, Lust am Leben, sich aufraffen, wenn der Tod klar und bewiesen ist? Es ist ein Material, dem man wieder und wieder begegnet, es stellt sich in den Weg: der Tod und sein Gewicht, mit dem er auf das Leben drückt. Und die Trauer wird zänkisch, ist nicht immer grosses, gefasstes Gefühl – sondern auch Ärger, plötzlich aufsteigender Ärger über alles, Kleinigkeiten. Ärger, der keinen Anlass braucht, aufflackert, über Menschen und Dinge. Und nur, weil er nach Rotz und Tränen schmeckt und nach dem Nichts, das vorher kommt, weiss ich: Das hat mit ihm zu tun. Das ist der Schmerz, weil ich meinen Bruder verloren habe, den ich liebe, bewundere, vermisse, der Teil meiner Kindheit ist, Teil von dem, was mich ausmacht, Teil vom Körper, der ich bin.

Er und ich: Wir kommen aus demselben Mutterkörper, haben denselben Vater, dieselben Grossväter, Urgrossmütter. Sein wie mein Urgrossvater ist eines Tages, mit der Sense in der Hand, tot umgefallen, und jetzt ist auch er weg: mein Bruder. Und ich ärgere mich über ein Stück Holz, das ich in meiner Werkbank eingespannt habe und das nicht will, wie ich will. Und merke, wenn ich zur Ruhe komme: Auch das ist Trauer. Kanister des Ärgers, Schwemmgut im Meer des Alltags, in dem ich die Kontrolle verliere, weil mein Leben ohne Boden ist.

Im Sommer hatte ich das Gefühl, wieder Boden gefunden zu haben. Ich hatte drei Wochen frei, Zeit, endlich mal nichts zu machen. Aber was ich tat, war alles ohne Ruhe. Ich traf keine Verabredungen, um die freie Zeit nicht zu verplanen. Ich fing jeden Tag etwas Neues an und liess es am Nachmittag liegen. Ich verhedderte mich. Und jeder freie Tag war eine Illustration dafür, wie vergeblich alles ist, was wir anpacken. Ich schlug Nägel in Bretter, grub Löcher, kaufte Schlauchstücke, und nichts passte zusammen. Und es war heiss, und ich hatte Kopfwahl, und die Zecken setzten sich bei jedem Schritt ins Gras auf meiner Haut fest.

Ich war verwirrt – und merkte erst, als ich in die Ostschweiz fuhr, zum Termin der Wohnungsräumung, dass es noch einmal um ihn gegangen war. Dass die Unruhe aus dem Untergrund

gekommen war und dass ich noch immer weit davon entfernt war, einen Punkt hinter seinen Tod zu setzen. Die Trauer und was sie antreibt, geht langsam. Ein Tod reisst ein Loch in das Netz, das uns mit der Welt verbindet. Ich hatte mit meinem Bruder im Erwachsenenleben nicht viele Berührungspunkte: Wir lebten unser Leben. Trafen uns an Weihnachten. Er war reizbar, verletzlich, aufbrausend. Eine Folge seines Sturzes. Aber er blieb der grosse Bruder. Mit dem zu sprechen ein Abenteuer war. Jedes Mal. Dass er ging, hat alles verändert, auch in der Art, wie wir zurückgebliebenen Mitglieder der Familie miteinander umgehen.

Die Wohnung räumen

Ich bin zusammen mit sechs Geschwistern gross geworden. Auf dem Foto von der Taufe meiner jüngeren Schwester sind alle da, aufgereiht, gruppiert, dem Leben und der kleinen Schwester zugewandt. Ein schönes Bild, aber die Ruhe und Ordnung auf der Fotografie täuschen.

Normalerweise waren wir in ständiger Bewegung. Immer war jemand krank, hatte den Arm im Gips, die Reklamation eines Nachbarn am Hals, die Mappe für die Schule unter dem Arm oder kam vom Klettern oder einer Reise oder vom Spital oder spielte auf der Gitarre oder war um Mitternacht noch nicht zu Hause oder war schon zum gleichen Lehrer gegangen wie ich. Alles war immer da, alles war immer in Bewegung, alles war immer anders.

Und jetzt, vier Monate nach der Beerdigung, kommen wir zusammen, um die Wohnung unseres Bruders zu räumen. Und diese Wohnung erweist sich als ein Kosmos aus Bildern, Zetteln, selbst gebauten und entworfenen Möbeln und Gegenständen aus unserer gemeinsamen Kindheit. Wir sind zu viele für die kleine Wohnung, und doch füllen wir die Leere nicht, die Franco hinterlassen hat. Wir sind hier, um zu entscheiden, was von dieser Wohnung zu behalten ist, was man archivieren muss und was weggehört. Wir arbeiten uns durch die Zimmer, wühlen in Schubladen, heben Blätter von Stapeln, blicken in Notizbücher, greifen in Schränke, blicken unter das Bett.

Der Tod und die Abwesenheit des Bewohners dieser Wohnung schaffen eine Intimität, die ohne Scham ist: Alles liegt offen. Banales, Bedeutsames, Geheimnisvolles, Staub, Hitze und Nikotingschmack. Alles ist ohne Sinn, alles hat den Zusammenhang des Lebens verloren, und gleichzeitig beginne ich, als ich in Mailentwürfen und Briefen meines Bruders lese, zu verstehen, wie mein Bruder geliebt hatte – grossherzig und verletzlich zugleich. Auch das wird zu einem Bild, zu einem Moment des Verstehens, der mir hilft.

Die Bilder, die Rätsel, die Zahlen

Während meine Brüder und Schwestern räumen und hantieren, mache ich Fotos und löse die Zettel, die mein Bruder aufgehängt hatte, von den Wänden. Die Aufnahmen und die Zettel nehme ich mit. Aber ich nehme auch Rätsel mit. Mein Bruder hatte nicht nur Merksprüche formuliert und an die Wände gepinnt, er hatte auch unerklärliche Zahlenreihen notiert. Listen, die ich nicht entschlüsseln kann. Ich knoble, denke an Blutwerte, Höhenangaben, Geheimzahlen – aber ich finde keine Lösung. Dazu kommt eine Fotoserie, die ich mir nicht erklären kann: Mein Bruder hatte ein Jahr lang jeden Tag die immer gleiche Aufnahme gemacht: Sie zeigt den Ausblick auf den Säntis und die Hügel, die sich vor ihm aufbauten. Ein Haus, ein Baum im Vordergrund, ein Stück Appenzellerbahnlinie. Aber wozu?

Und ich stelle die Frage nach dem Himmel. Mir ist klar geworden, dass

**Der Tod und
die Abwesenheit des
Bewohners schaffen
eine Intimität,
die ohne Scham ist:
Alles liegt offen.
Banales,
Bedeutsames,
Geheimnisvolles.**

ich einen Ort brauchte, wo ich und mein Bruder zur Ruhe kommen können. Früher war das der Himmel. Strahlend, glänzend, glorreich, aus Licht und Wolken gebaut. Unsere Vorfahren waren klug: Sie schenkten dem Tod ein Reich aus Nichts und Ewigkeit und hielten ihn so von sich fern. Als Kind hatte ich daran glauben können, dass Zio Don Agostino, ein Fels von einem Mann, in den Himmel gekommen war, und seltsamerweise glaube ich noch heute, dass er dort ist. Aber seit mir der Kindheitsglaube abhandengekommen ist, fehlt mir die Leiter zum Himmel. Und doch merkte ich: Wenn ich weiterleben will, dann muss ich einen Ort haben, wo ich den Tod ablegen kann. Dafür wurden die Friedhöfe einst gebaut und die Kirchen und alle Tage des Andenkens: um dem Tod einen Ort zu geben. Einen Ort, wo man das Andenken an die Toten wahrte. Und darum herum baute man Mauern, um das Leben vom Tod zu trennen.

Und jetzt, als ich aus dem Fenster schaue, merke ich, dass ich für meinen Bruder einen Himmel wünsche. Der Himmel: Das wäre der Ort, in dem das Leben aufgeht und Sinn hat, auch wenn dieses Leben dahin geführt hatte, dass er Schluss gemacht hat und die anderen, uns, mit unserem Leben alleinlässt.

Als Kinder hatten mein Bruder und ich Federball gespielt. Brav wie blonde Mädchen liessen wir den Ball hin- und hersegeln. Oder wir pfefferten ihn in den Himmel, mitten in die

Dezember 2013

Sonne hinein. Oder forderten uns heraus, zielten, sprangen, hechteten dem Ball nach. Spielten auf Sieg, spielten für die Freude und den Effekt. Und dieses Spiel dauerte über die Kindheitstage hinaus ein ganzes Leben. Wann immer wir uns sahen, nahmen wir das Hin und Her wieder auf, tauschten Worte, trafen, kooperierten, verletzten, riskierten und gewannen. Und jetzt: Franco ist weg, der Ball liegt am Boden, die Sonne ist kalt geworden, das Licht ist leer. Und so stehe ich da und frage mich: Was bleibt von einem Leben, jetzt gerade beim Räumen mit den Brüdern und Schwestern? Was, ausser unserer verwegenen Verlegenheit, aus der wir nun anstossen mit dem Whisky, von dem er seinen letzten Schluck genommen hat.

Dann fahre ich heim, mit allen Rätseln, mit den Zahlenreihen, die ich allmählich idiotisch finde, weil sie einfach keinen Sinn ergeben, jeden Tag zwei dreistellig notierte Zahlen.

Der Mann mit dem Stock

Zwei Wochen nach unserem Räumungstreffen fahre ich wieder ins Appenzellerland. Ich denke hinter den Scheibenwischern an die Welt, in der ich aufgewachsen bin, wie sie heil war, bevor die Brüche kamen, und frage mich, was diese Brüche waren und wo in meiner Erinnerung ein Trost zu finden wäre. Den Schlüssel zur Wohnung

hole ich beim ältesten Bruder, dessen weicher Händedruck mich überraschte.

Dann bin ich in Francos Haus. Der Aufstieg über die Treppe, die in kurzen, steilen Stufenfolgen hochgeht. Ich öffne die Tür und bin wieder in der Wohnung der Wörter. Da ist der Geruch nach abgestandenem Rauch. Noch ist vieles da, wie er es hinterlassen hat, denn mit Räumen sind wir nicht weit gekommen. Es regnet, zum Glück, es wird kühler. «Empört Euch!» liegt da und «Land, Land», neben dem Bett: die letzten Bücher und ein Kassettengerät, in dem die Kassette eines Italienischkurses steckt, der so alt ist, dass er noch vom Rom der Spitzbuben und freien Autoparkplätze zu erzählen weiss.

Ich gehe durch die Wohnung. Ich ordne und suche vergebens: Die Rätsel mit den Zahlen, die mein Bruder auf Listen, Zetteln und Post-its notiert hat, kann ich nicht lösen. Ich zanke wie der Wind mit den Regentropfen, und ich will sie nicht beiseitelegen, weil sie aufgehen müssen, weil sie die Haken sind, an dem die Schwierigkeiten des Abschieds hängen. Vielleicht hätte er dazu gesagt: «Flenn mir doch gleich in die Unterwäsche.» Seine Worte trafen, sie verletzten, ihn und alle anderen, auch wenn man sich daran gewöhnte an jenen Sonntagen, in denen der Rauch über der Stube hing, wenn alle rauchten, Zigarren, Zigaretten, Pfeife.

Ich fand sie nicht in der Wohnung, aber ich brauche eine Lösung. Nachts um zwölf setze ich mich im Bett auf und schreibe. Und finde heraus, dass ich den Himmel erfinden muss, dass es an mir ist. Das ist der Ball, den ich, so weit wie nur möglich, der Sonne entgegenpfeffern musste.

Also schreibe ich und beginne mit dem, was ich in seiner Wohnung gesehen habe: mit dem aufklappbaren Stock, der griffbereit hing, obwohl er sich uns nie mit dem Stock gezeigt hatte. Also: Der Mann mit dem Stock, mein Bruder. Er hat einen Plan aufgestellt. Die Zeiten für die Aufnahmen leiten sich aus dem Gang der Sonne ab. Sonnenaufgang, Sonnenuntergang. Dazu immer das Datum und immer der Eintrag. Das heisst: Der Mann steht auf, fotografiert, macht eine Ein-

tragung unter dem jeweiligen Datum. Hält fest, wenn die Sicht schlecht ist, vermerkt in seltenen Fällen Verspätungen. Im Sommer, wenn es noch früh ist, legt er sich nach der Aufnahme noch einmal hin. Die Kamera hat er in einer Nebenkammer zum Büro aufgebaut. Die Kammer ist so schmal, dass er auf dem Bauch zum kleinen, quadratisch auf der Spitze stehenden Fenster robben muss. Da vorne ist die Kamera aufgebaut, auf dem kurzbeinigen Stativ, mit Klebeband sind die drei Punkte markiert, auf dem es zu stehen hat. Er hat Lammfelle ausgelegt, die das rohe, splittige Holz überdecken und die im Winter warm geben, wenn er frühmorgens oder in der Dämmerung des Nachmittags vor der Kamera in Position geht, um auf den Moment zu warten, um den es geht. Es ist der Moment des Wechsels. Des Übergangs. Der Veränderung, die es jeden Tag gibt. Dieses unglaubliche Spektakel, dass sich der Tag in die Nacht verwandelt – und einige Stunden später: dass sich die aussichtslose Dunkelheit der Nacht in Tag verwandelt.

Die letzte Fotografie

Der Mann mit dem aufklappbaren Stock ist kein Idealist. Er meistert ein Leben, dem eine Schwierigkeit beigegeben ist, eine Verletzung, die ein Datum trägt: 1971. Ein Unfall. «Alles, was danach folgt, ist eine Reaktion darauf.» So hatte er es notiert auf einem Zettel, der in der Stube auf dem Gestell neben dem Tisch lag. Eine Reaktion oder eben ein Meistern, das auch, wenn Schmerz und Verletzungen wiederkehren, der Disziplin von Listen folgt, die einen Tag auf den nächsten folgen lassen. Der Mann, der hier, friierend vielleicht – aber was ist schon Frieren! –, vor der Kamera auf den Moment des Übergangs lauert, hat, als einer, den Schmerzen immer begleitet haben, andern geholfen. War Freund, war grosszügig, war Einladung zum Abenteuer, Meister einer Espressomaschine, die schon allein durch das Ritual des Anlassens, Aufwärmens, Druckaufbaus jeden Kaffee zum Genuss werden liess.

Jetzt liegt er da, der Abenteurer, der es mehr als genau nimmt, denn es geht ihm nicht um die Metapher, Metaphern sind Unterhosen, die zwei Leute hintereinander tragen. Keine Meta-

phern, keine Deutungen. Sondern Wahrnehmungen. Er liegt, die runde Uhr in der Hand, auf der Lauer. Er drückt ab, er schreibt die Zahl auf. Er robbt zurück, er steht auf, den Stock erlaubt er sich nur als Fotograf, sonst hat er auf zwei Beinen zu gehen. Es gibt Kaffee. Es ist Morgen geworden. Es gibt Bücher, die er noch lesen will, es gibt ein Streitgespräch über Religion, das er sich noch anhören will.

Es gibt den Tag. Es gibt den Schmerz des Missverstandenwerdens. Es gibt die Zuversicht, die aus Freundschaften geschöpft werden kann. Es gibt den Schmerz im Bein, im Rücken. Es gibt die Routine der einfachen Gerichte: Zubereiten, nicht kochen. Bohnen aus der Büchse, Rösti aus dem Beutel. Risotto mit Käse. Fleisch, schnell gebraten. Es gibt die Tage, an denen das Essen nicht schmeckt. Es gibt die simple Beobachtung und die abgründige Frage, die beim Essen auftauchen: «Seit über fünfzig Jahren denke ich. Was?» Der Satz wird aufgeschrieben, denn dafür liegt der Block auf dem Tisch. Mit seinen zwei Stühlen ist er eine Einladung zum Dialog. Und der müsste doch möglich sein, denn die Notiz hält fest: «Zwischen Richtig und Falsch ist ein weites Gebiet. Können wir uns da treffen?»

Es wird Abend. Es wird Zeit für die nächste Fotografie. Der Mann klappt seinen Stock auf, er steigt die Treppe hoch, er geht vor der schmalen Kammer in die Knie, er robbt zum Guckloch, er prüft die Kamera: Die nächste Batterie liegt bereit. Auf der Liste steht, wann die letzte Batterie eingewechselt wurde. Neben der Kaffeemaschine steht, wann die Dichtung gewechselt wurde. Auf der Telecom-Rechnung steht, an welchem Tag wie viele Megabits hoch- und runtergeladen wurden. Neben der Waage liegt die Liste mit seinem Gewicht, zweimal am Tag ermittelt, dreistellig, aufs Komma genau, aufgeschrieben. Der Mann mit dem Stock drückt ab und vermerkt die Zeit. Der Himmel färbt sich. Der Sämtis flammt auf. Es wird Abend, es wird Nacht. ■■

IVO KNILL

ist Redaktionsmitglied von «ERNST»,
einem Gesellschaftsmagazin für den Mann.
ivo.knill@ernstmagazin.com